

**EUROPA BESTEHT IN DER VIELFALT
DER PERSPEKTIVEN
UND ERFAHRUNGSGESCHICHTEN *ODER*
DIE GRENZEN IN DEN KÖPFEN BLEIBEN**

In der ersten Februarwoche 2008 erlebte Prag eine kleine wissenschaftliche Feierstunde. Auf Einladung der Fakultät für Humanwissenschaften der Karls-Universität präsentierten sich hier nämlich die Eheleute Assmann mit zwei Vorlesungen: Zunächst erörterte Jan Assmann am 6. Februar im Goethe-Institut Prag das Thema „Das alte Ägypten im kulturellen Gedächtnis des Westens“. Einen Tag später beschäftigte sich Aleida Assmann an der Philosophischen Fakultät mit den „Generationen in der Gesellschaft, Geschichte und Literatur“. Kurz vor dieser Vorlesung entstand das folgende Interview.

Zdeněk Hojda (ZH): *Frau Assmann, Ihr Buch über Erinnerungsräume wurde zwar nicht ins Tschechische übersetzt, ist aber bei uns in Fachkreisen durchaus bekannt. Entschuldigen Sie also bitte, dass sich die meisten Fragen auf dieses Buch beziehen werden. Ihre Forschungen bewegen sich an der Grenze vieler Fächer: Anglistik, Literaturwissenschaft, historische Anthropologie, historische Psychologie, Kulturologie. Zu welchem Fach würden Sie die Problematik der historischen Erinnerungskultur am ehesten zählen?*

Aleida Assmann (AA): Es ist richtig, dass ich mich im Umkreis verschiedener Fächer bewege, und die Kulturwissenschaften sind auch dadurch ausgezeichnet, dass sie versuchen, über ihre einzelnen Fächer hinweg sich gemeinsamen Themen zu widmen. Das Thema Erinnerung/Gedächtnis ist so ein gemeinsames Thema. Man kann also sagen, dass man es nicht nur von einer dieser Disziplinen aus vernünftig betreiben kann; vielmehr ist man gezwungen, sich mit anderen Disziplinen auseinanderzusetzen. Ich selbst

habe natürlich eine eigene akademische Sozialisation. Ich komme aus der Literaturwissenschaft, in meinem Fall der englischen und amerikanischen Literatur, habe aber einen Bruch in dieser Sozialisation, weil ich zwölf Jahre lang durch ein intensives Familienleben gar nicht an der Universität war. Das war für mich gewissermaßen eine Chance, denn ich konnte in diesen zwölf Jahren ganz andere Studien machen, die meine Fachkollegen nicht machen konnten. [...] Diese Chance habe ich genutzt, um mich mit ganz anderen Fächern zu beschäftigen: mit der Psychologie, mit der Soziologie, Psychotherapie und auch mit der Geschichtswissenschaft. Das sind eigentlich alles Disziplinen, die mir sehr nahe gekommen sind, in denen ich auch sehr viele Kooperationspartner gefunden habe, von denen ich viel gelernt habe.

Und das alles habe ich versucht in mein eigenes Fach wieder zurückzubringen. Erfolgreich hat sich mein eigenes Fach, die Literaturwissenschaft, dann auch in diese Richtung entwickelt. Das heißt: Von einem gewissen Punkt an musste ich nicht mehr Jekyll and Hyde spielen – eine Person, die sich mit Literaturwissenschaft, eine die sich mit der Kulturwissenschaft, mit Gedächtniskultur beschäftigt –, sondern ich konnte beide Interessen immer wieder auch verbinden.

ZH: *Warum ist Ihrer Meinung nach die Erforschung der Erinnerungs- oder Gedächtniskultur, der Erinnerungsorte oder -räume heute so aktuell, dass sie parallel in mehreren Disziplinen betrieben wird? Bei Historikern ist sie sicher spätestens seit Pierre Nora ja geradezu ein Hit.*

AA: Ich denke, die Aktualität dieses Themas hängt mit einer Inaktualität dieses Themas in der Zeit davor zusammen. Wie so oft holt man etwas nach, was einem längere Zeit aus den Augen geraten bzw. dessen man sich nicht bewusst gewesen ist. Und es gibt – in der Retrospektive – verschiedene Gründe dafür, warum das Thema Erinnerung damals keine große Rolle spielte. Es spielte keine große Rolle im Kalten Krieg, denn da waren die Erinnerungen nicht opportun. Das war vielmehr eine Zeit der politischen Ideologisierung, die mit der Zukunft zu tun hatte, der Bewertung von Zukunft, der Modernisierungstheorie, auch mit marxistischen Ideologien – all das hat die Menschen nicht motiviert, zurückzuschauen.

Ich sehe in diesem Kontext zwei Ereignisse, die sich nebeneinander vollzogen haben: Das eine ist die Rückkehr traumatischer Erinnerungen. Das ist zunächst die Erinnerung an den Holocaust, die in den achtziger Jahren zurückgekommen ist, und zwar in dem Sinne, dass die gesellschaftlichen und politischen Rahmenbeziehungen sich so verschoben, dass dieses Ereignis, über

das man lange Zeit nicht gesprochen, nicht geforscht, zu dem man sich nicht geäußert hatte, über die Medien, hier vor allem das Fernsehen, zurückkam. Es kam also auf die Agenda der Medien und wurde damit auch Gegenstand von Debatten – auch der zivilgesellschaftlichen Gruppierungen, die sich dieses Themas annahmen, die gegen dieses Vergessen, das so lange Zeit angedauert hatte, angekämpft und damit so etwas wie eine Erinnerungskultur etabliert haben. Das gilt für Deutschland sehr stark seit dem Anfang der 1980er Jahre.

Dann kam die Systemwende mit dem Fall der Mauer, mit dem Zusammenbruch des Ostblocks und dem Ende des Kalten Krieges, und man kann sagen, es gab etwas wie ein Auftauen eingefrorener Erinnerungen. Es fand eine „Wende zurück“ statt, eine Form kollektiver nationaler Selbstbesinnung, es kamen neue nationale Identitäten auf den Plan, die sich nun ihrer eigenen Geschichte wieder vergewisserten, die lange Zeit stillgestellt worden war im größeren Dachverband des Sowjetkommunismus. Das war eine weitere Komponente.

Man könnte als dritte Komponente die postkoloniale Situation hinzufügen. Ich bin selbst Anglistin, Amerikanistin und beschäftige mich in diesem Sinne vorrangig mit der Entwicklung, die sich überall auf der Welt in den ehemaligen Kolonien abspielte. Wir haben es zu tun mit einer Situation der Dekolonialisierung, das heißt: Menschen, Gesellschaften, Kulturen, die unter dem Druck und den Repressionen des Kolonialismus so etwas wie einen Geschichtsverlust oder eine Enteignung ihrer eigenen Kultur und Geschichte erlebt haben, befinden sich in einer Phase der völligen Neuorientierung. Das geschieht derart, dass sie versuchen, sich auf die eigenen Wurzeln zu besinnen, an die eigenen kulturellen Traditionen zu erinnern. Auch hier ist die Erinnerung weltweit etwas geworden wie eine Besinnung auf die eigene Kollektivität. Und dies ist, glaube ich, das Stichwort, das sehr viele Bewegungen überhaupt zusammenfasst. Das Interesse an kollektiver Identität im Sinne von Zugehörigkeit zu gewachsenen historischen, kulturellen Gruppen, zu Erfahrungsgemeinschaften, auch zu postkolonialen Erbauungsgruppen, ist enorm angewachsen. Dieser Trend hat die letzten zwei, drei Jahrzehnte bestimmt, und er erklärt, warum das Interesse am „Gedächtnis“ auch weiterhin anhält.

ZH: *Es gibt einen engen Zusammenhang zwischen der aktuellen Politik und der Erinnerungskultur bzw. Erinnerungspolitik. Sind die Politiker heute im Stande, diese Erinnerungspolitik raffinierter oder „aufgeklärter“ zu betreiben?*

AA: Haben die Politiker etwas aus der Geschichte gelernt? In der Tat, Erinnerung war immer ein politisches Element, ein Gegenstand der Manipulation.

Aber das wäre zu einfach gesagt, denn in den Gesellschaften bedarf es natürlich auch der Menschen, die dieses tragen und die dem folgen. Es gibt also auch so etwas wie gesellschaftliche und kulturelle Rahmenbedingungen jenseits von politischen Impulsen. Es ist die Frage, ob ein politisches Regime sich mit seinen Gedächtnisverordnungen durchsetzen kann, ob es Akzeptanz dafür findet. Man kann sich auch vorstellen, dass so etwas wie ein Gegengedächtnis entsteht, eine gewisse Spannung, und dass die Gesellschaft überhaupt geteilt wird in unterschiedliche Erinnerungsgemeinschaften und -gruppen.

Aber grundsätzlich möchte ich dazu sagen, dass die Erinnerungspolitik der letzten Jahre nicht nur ein Segen ist, im Gegenteil: Es hat sich gezeigt, dass uns viel stärker als bisher bewusst wird, wie stark die Erinnerung eine Fortsetzung auch der Politik ist. Das heißt, dass das Bild der Vergangenheit oder das Selbstbild, der Bezug auf die Vergangenheit zu einem ganz wesentlichen Einsatz für die Politiker der Gegenwart und der Zukunft werden wird. Und die Frage ist, zu wie starken Verfälschungen oder Verformungen es auf dieser Ebene kommt.

Nehmen wir nur das Beispiel des Zweiten Weltkriegs: Es ist mit Blick auf diesen wirklich traumatischen Krieg innerhalb Europas, den die Deutschen in einer katastrophalen Weise ausgelöst und in seiner Entfesselung von Gewalt zu verantworten haben, so, dass es, wenn man sich an ihn erinnert, eigentlich drei Rollen gibt, die man gerne einnimmt. Drei Rollen und Positionen. Die eine ist natürlich diejenige des Siegers, der das Böse unterworfen hat; die zweite die des Widerstandskämpfers, der sich gegen das Böse gewehrt hat; und die dritte Rolle ist die des Opfers, das dem Bösen ausgesetzt war. Und da die Erinnerung immer sehr stark identitätsgebunden ist, ist sie eben auch sehr stark gesteuert von Perspektiven, die der kollektiven Identität ein akzeptables, ein stärkendes Selbstbild verschaffen wollen.

Aber man kann die ganzen geschichtlichen Prozesse, die so verflochten sind, nicht nur auf diese drei Rollen zurückführen. Was in den letzten Jahren passiert ist, ist eben auch eine gewisse Anpassung der Geschehnisse an die historischen Komplexitäten. Das heißt, dass viele Nationen in sich eben auch Elemente gefunden haben, die sie lieber aus diesem positiven Selbstbild hätten ausschließen wollen. Es gab also durchaus Erinnerungsschübe, die diese kollektiven Selbstbilder zum Teil erschüttert haben – man denke nur an die Schweiz, an Frankreich und an Polen. Die Frage ist, ob es in Europa im Moment eine Tendenz gibt, dass die Länder – vor allem in der Europäischen Union – überhaupt auf dem Wege sind zu einer Form der gegenseitigen Anerkennung auch der negativen Seiten der Geschichte, die sie zu

verantworten haben, oder ob es vielmehr zu einer Form der Verfestigung nationaler Selbstbilder kommt, die dieses alles ausschließen. [...]

ZH: *In der Diskussion ist im Moment ja auch die Frage, ob man so ein einheitliches Geschichtsbild für Europa zusammensetzen sollte, also ob wir uns sozusagen auf einen einzigen Text einigen können.*

Das halte ich für eine sehr problematische Initiative, denn meiner Meinung nach besteht Europa wirklich in der Vielfalt der Perspektiven, der Erfahrungsgeschichten, die in sich irreduzibel, heterogen und multipel sind. Ich denke aber, dass die Einzelgeschichten, die Einzelerfahrungen dennoch miteinander kompatibel gemacht werden müssen. Zu dieser Frage gibt es einen sehr guten Ansatz einer italienischen Historikerin, der hier meiner Meinung nach weiterhilft: Luisa Passerini unterscheidet zwischen *shared narratives* und *sharable narratives*. Es geht nicht darum, *shared narratives* zu bauen, damit alle dieselbe Geschichte haben. Das rückt uns zu weit weg von den individuellen und kollektiven Erfahrungsmöglichkeiten. *Sharable narratives* hingegen wären Geschichten, die aneinander anschlussfähig sind. Das wäre also etwas, das vielleicht eine Öffnung der nationalen Grenzen innerhalb Europas im Kontext der Erinnerungsgeschichten ermöglichen könnte. Das bedeutet, dass man sich verständigt über bestimmte Dinge, die in einem Land erinnert werden, und die in einem anderen Land nicht völlig untergehen dürfen, sofern das andere Land in diese Ereignisse involviert ist. Und da denke ich zum Beispiel an solche Dinge wie die Erinnerung an die Bombardierung Dresdens, die in Deutschland aus einer Opferrolle heraus stattfindet. Hingegen gibt es im deutschen kollektiven Gedächtnis keine Erinnerung an Ereignisse wie die Leningrader Blockade. Das sind Erinnerungen, die auf der deutschen Seite wörtlich keine sind. Es geht also hier darum, eine gewisse Angleichung zu gewinnen und damit etwas zu befördern, was ich Dialogisches nennen möchte.

Ich gehe noch einen Schritt weiter. Nicht alles nebeneinander stehen zu lassen, das ist mehr oder weniger der Ist-Zustand. Der Ist-Zustand kann dazu führen, dass wir zu einem Stellungskrieg der Erinnerungen in Europa kommen. Deswegen schlage ich den Begriff des Dialogischen Erinnerns vor. Die negativen Ereignisse in einem Land Europas dürfen das andere Land, das an diesen Ereignissen aktiv beteiligt gewesen ist, nicht unbeteiligt lassen. Das heißt: Über diese Ereignisse muss es zu einer Form der gegenseitigen Anerkennung [der jeweiligen Erinnerungen] kommen. Das ist etwas anderes als der Relativismus der unterschiedlichen Perspektiven. Aber das führt noch nicht zu einem Gesamtkonzept.

Die Frage bei diesen Konfliktgeschichten ist doch: Will man sie immer weiter tragen, sollen sie ein Störfaktor für die Zukunft werden oder gibt es Möglichkeiten, sie hinter sich zu lassen und sie zu überwinden? Innerhalb Europas haben wir die Binnengrenzen immer mehr aufgehoben, die Zölle innerhalb der Wirtschaftsgemeinschaft abgeschafft. Das Schengener Abkommen vermindert die Bedeutung der Grenzen mehr und mehr, aber letztlich gilt doch: Die Grenzen in unseren Köpfen bleiben. Meiner Meinung nach werden sie sogar immer stärker, Vorurteile nehmen zu – und das alles hängt möglicherweise auch mit einem Stellungskrieg der Erinnerungen zusammen. Deswegen wäre es hier wirklich wichtig, sich zu überlegen, welche trennenden Aspekte man bearbeiten muss. Das heißt nicht, dass wir uns alle auf eine Perspektive einigen oder gar eine Homogenisierung anstreben wollen; aber gerade an den trennenden Dingen zu arbeiten, das scheint mir für die nächste Generation ein wichtiges Thema zu sein.

ZH: *Ein Sprung von der Politik zum Individuum. Was meinen Sie über die schriftlichen Memoiren, die private Erinnerung? Sind sie eher Quelle oder schon Interpretation?*

AA: Aus der Perspektive der Geschichtswissenschaft waren Memoiren lange Zeit keine Quellen. Memoiren waren sehr parteiische Zeugnisse, die keinen objektiven Geschichtswert ermöglichten oder darstellten, und die Historiker sind keine Freunde von Erinnerungen. Es gibt eine Gruppe von Historikern, die da auszuschließen ist – die *oral historians*, für die in der Tat Memoiren wichtige Geschichtszeugnisse sind. Aber sie gehen mit einem ganz anderen Instrumentarium, mit einer ganz anderen Grundfrage an diese Dokumente heran, und sie haben ein anderes Frageraster. Sie stellen eine sehr wichtige Frage, die nämlich in anderen geschichtswissenschaftlichen Disziplinen nicht zum Tragen kommt: Sie wollen wissen, wie Geschichte *erfahren* wird. Nicht so sehr, wie sie sich logisch aufgebaut hat, wie sie zu rekonstruieren ist oder wie Ereignisse miteinander verknüpft sind – das ist nicht das Erkenntnisinteresse der *oral historians*. Sie wollen vielmehr wissen, wie Geschichte *erlebt* wurde. Deswegen wird auch der Fokus von den Handelnden mehr auf die „Erlebenden“ verschoben. Die Generationsthematik geht auch in diese Richtung. Nun ist die Frage in der Tat sehr grundsätzlich: Wie zuverlässig sind biographische Zeugnisse? Wir wissen ja von uns selbst, dass die Erinnerung kein untrügliches Zeugnis abgibt.

ZH: *Eine sehr wichtige Rolle spielt in Ihren Büchern die Kunst: die Literatur, aber auch die bildende Kunst. Betrachten Sie die Kunst eher als Medium oder als Sprachrohr der Erinnerungen?*

AA: Die Kunst hat eine sehr lange und enge Beziehung zum Thema Erinnerung. Das ist mir aufgegangen, als ich anfing darüber zu arbeiten. Und bis dahin gab es keine wirklich systematischen Untersuchungen darüber, was Erinnerung und Literatur oder Kunst miteinander zu tun haben. Aber diese Verbindung ist eine sehr enge. Und für die Literatur ist sie ganz offensichtlich, natürlich auch für die bildende Kunst. Sie geht zurück auf der einen Seite auf das Konzept der Fama – Fama im Sinne von Ruhm. Die sehr frühen Künstler sind zunächst mal gar nichts anderes als die Agenten des Ruhmes anderer Personen, die dadurch einen Namen, eine Resonanz und ein Angedenken in der Nachwelt gewinnen – dadurch nämlich, dass die Dichter Heldenlieder über sie schreiben, sie zum Gegenstand von Lobliedern machen usw. Also, Ruhm und Erinnerung hängen eng zusammen.

Aber das ist sehr bald umgekippt, und der Ruhm, der über Literatur entsteht, ist dann sehr bald der Ruhm geworden, den der Autor für sich selbst gewinnt. Die Literaten gewinnen also durch die Literatur ihren eigenen Ruhm, und auch Shakespeare, der ja viele, viele Sonette geschrieben hat, in denen er das Andenken eines gewissen Edelmanns fördern wollte, hat letztlich nur seinen eigenen Ruhm damit gemehrt. Aber die Erinnerung geht sehr viel weiter, gerade wenn ich an Shakespeare denke. Shakespeare hat ja zum Beispiel zehn Dramen geschrieben, die alle nur etwas zu tun haben mit der Vorgeschichte seiner eigenen Zeit, nämlich mit den Rosenkriegen in England. Er hat also versucht, die Geschichte bzw. ein Bild von der Geschichte in seinen Geschichtsdramen zu modellieren. Das hat er seinen Zeitgenossen auf der Bühne vor Augen gestellt und ihnen damit ein Bild angeboten, wie sie ihre Vergangenheit sehen sollen. Und er hat diese Rosenkriegsgeschichte als ein Unheilsbild gezeichnet mit Höhepunkten und Tiefpunkten – Höhepunkt Heinrich der Fünfte, Tiefpunkt Richard der Dritte –, um den Zeitgenossen zu zeigen: vorwärts und nicht mehr zurück. Die Motivierung der Geschichte, das Geschichtsbild, spielte bei ihm also eine ganz große Rolle, mit der Idee: Wir müssen akzeptieren, was ist. Die Tudorzeit ist eine Friedensära und wenn wir nicht dabei bleiben, kommen wir zurück in die Bürgerkriegszeit – er hat also ein Schreckbild, ein Gegenbild der Gegenwart gezeichnet. Das ist ein Beispiel dafür, wie Erinnerung und Kunst ineinander greifen.

Für die Gegenwart lässt sich eine ganz andere Form feststellen. Wenn wir uns zum Beispiel vergegenwärtigen, und damit hat unser Gespräch begonnen,

dass es Phasen gibt, in denen nicht erinnert wird – nicht unbedingt, weil es politisch verboten wird, weil die Politiker das irgendwie manipulieren, sondern weil es kein gesellschaftliches Interesse, keine Sprache gibt, keine Bereitschaft, sich mit unbequemen Erinnerungen auseinandersetzen, wie etwa in Deutschland nach dem Zweiten Weltkrieg –, dann war es bisher weitgehend die Literatur, die sich über einen solchen sozialen Rahmen hinweggesetzt und Formen gefunden hat, um solche doch existierenden Erinnerungen aufzugreifen. Ich denke etwa an die *Blechtrommel* von Günter Grass, der in einer fiktionalen Form etwas aufgegriffen hat, was im sozialen Erinnerungsdiskurs erst sehr viel später aufgenommen und entwickelt wurde. So hat die Kunst auch ein Sensorium dafür, Dinge, die aus den gegenwärtigen Diskursen ausgeschlossen sind, aufzugreifen und ein Bewusstsein dafür zu schaffen, was außerhalb unserer Wahrnehmungsrahmen, unserer Kommunikationsrahmen verbleibt. Das ist eine wichtige Rolle, die die Kunst zunehmend übernimmt.

In diesem Zusammenhang möchte ich noch einmal auf die postkoloniale Thematik zurückkommen: Das ist eine Bewegung, die sich weitgehend in der Kunst und Literatur abspielt. Wenn Sie daran denken, wer in den letzten Jahren Nobelpreise bekommen hat, dann sind das sehr oft Autoren aus diesen Gegenden, die eigentlich dafür sorgen, wie z. B. Coetzee aus Südafrika, dass so ein Gegengedächtnis aufgebaut und durch die Rahmen der Erfahrungsgeschichte ein anderes Bild dieser Geschichte vermittelt wird. Oder jemand wie Toni Morrison, die die Traumata der Sklaverei in Amerika in einer neuen Sprache schildert und damit versucht, Themen, die außerhalb des gesellschaftlich Kommunizierbaren stehen, in einer neuen Weise den Lesern, gerade auch den afroamerikanischen Nachfahren, zu vermitteln bzw. „zurückzugeben“.

ZH: *Zum Thema Ihrer heutigen Vorlesung: Wird eine Generation zum Träger eines spezifischen Gedächtnisses?*

AA: Durchaus. Und das ist auch immer stärker in meine Wahrnehmung getreten. Zunächst ist das auch so etwas wie eine Selbstanalyse. Man ist ja selbst Teil einer Generation, man kann nicht umgehen, in der Geschichte positioniert zu sein, und man kann sich das auch nicht aussuchen. Man hat eine Mitgift durch sein Geburtsdatum und ist damit auch beschränkt. Das ist eben der Rahmen – auch in dem Sinne, dass wir über diesen nicht hinauskönnen. Und das betrifft nicht nur konstruktivistische Rahmen, die wir uns immer wieder neu zurechtmachen, sondern auch biographische, existenzielle Rahmen, die wir nicht überschreiten können.

Das wird einem klar in dem Maße, in dem man selber älter wird und in dem man sich selber historisiert in dieser Position, in der man ein Gefühl dafür bekommt, dass es so etwas gibt wie die Grenzen des Verstehens, also eine bestimmte Form der Erfahrungsverarbeitung, die einer anderen Generation nicht zugänglich ist. Das merkt man zunächst den Älteren gegenüber, aber man erfährt es dann auch immer mehr im Umgang mit den Jüngeren, dieses Gefühl der Fremdheit. Und das halte ich für eine sehr wichtige und interessante Dynamik, die sich in der Gesellschaft abspielt, weil sich dadurch zeigt, dass Gesellschaften nicht monolithisch, nicht homogen sind, sondern sich allein schon durch die Aufrasterung in Generationen immer in einem Spannungsverhältnis befinden: Während die eine Generation sich ein Gedächtnis auf die Fahnen schreibt, vergisst es die andere oder möchte nichts mehr damit zu tun haben.

Es gibt eine interne Spannungsdynamik, die mich interessiert, speziell in der Epoche zwischen 1945 und heute. Ein Beispiel ist die Holocaust-Erinnerung, die wir eingangs kurz besprochen. Es gab zunächst mal Generationen, für die das im wirklichen Sinne kein Thema war. Dafür gibt es den Begriff des kollektiven Verschweigens: Das betrifft vor allem Westdeutschland. In Ostdeutschland sah es etwas anders aus, da gab es eine verordnete Erinnerung – das DDR-Gedächtnis war ausgerichtet auf die Rolle des politischen Widerstands, aber wie man feststellte, waren sehr viele Dinge aus diesem Rahmen ausgeschlossen.

Und was wir im Moment erleben, ist so etwas wie eine Historisierung der 68er Generation. Sie ist die Generation, die jetzt nach 40 Jahren Abstand zu den historischen Ereignissen in das Visier der Historisierung rückt. In den Medien finden sehr viele Rückblicke und Diskussionen zu diesem Thema statt, man fokussiert diese Generation, ja fixiert sich geradezu auf sie. Aber was meiner Meinung nach dabei etwas zu kurz kommt, ist die Frage, wie diese Generation jetzt zu den anderen Generationen steht: Wie steht sie zu der Generation, die unmittelbar vor ihr kam, und zu der, die ihr unmittelbar folgte? Und nicht: Wie ist eine einzelne Generation profiliert, die man herausgreift aus diesem ganzen Gefüge? Also, Generationsidentitäten entstehen sehr stark durch Distinktionswillen: Man muss etwas anderes machen als die Vorangegangenen.

Dieser Wille zum Bruch und zum Anders-Sein führt zu einer Dynamik, die in Deutschland sehr viel agonaler und spannungsreicher abgelaufen ist als etwa in Österreich. Dort gibt es keine so scharfen Konturen und Grenzen zwischen der ersten, der zweiten und der dritten Nachkriegsgeneration – wenn

wir im Familienschema bleiben also zwischen den Eltern der 68er, den 68ern selbst, den Kindern der 68er. Da gibt es eine gewisse Homogenität der Verständigung und der Solidarität, die viel stärker ist, als sie in Westdeutschland möglich war. Das ist der andere Punkt, der mich hier interessiert: der europäische Vergleich. Achtundsechzig ist eine Generation, die es nicht nur in Deutschland gegeben hat, sondern überhaupt in Westeuropa und in den USA – in Osteuropa sieht es wiederum etwas anders aus. Also wie sind da die europäischen aber auch westlich globalen Verflechtungen, die diese Generation besonders herausheben?

ZH: *Was ist mit den Emotionen, die den Stereotypen einer Generation gemeinsam sind?*

AA: Das ist eine sehr spannende Frage. Ich denke, dass es ein sehr interessantes Verhältnis gibt zwischen Fremdzuschreibung und Selbstdefinition. Wenn wir jetzt von den 68er-Stereotypen sprechen, dann sprechen wir schon automatisch von den Zuschreibungen – also wie unser Bild von den 68ern ist. Wir haben schon ein sehr klares Bild, das kommunizierbar ist und im Moment in den Medien auch sehr stark gefestigt wird. Die Innensicht derer, die diese Zeit in ihrem biographischen Erbauungsgedächtnis haben, sieht meistens ganz anders aus. In einer Generation zu sein, heißt ja nicht, in einem Zwangskollektiv verhaftet zu sein. Man hat ganz unterschiedliche Möglichkeiten, sich zu den Ereignissen in der Epoche, in der man besonders aufnahmefähig ist, zu verhalten.

Es gibt keine kollektiven, homogenen Erfahrungsformen, sondern es gibt individuelle Optionen und Reaktionsmöglichkeiten. Aber was es doch gibt, ich nenne es jetzt ganz vorsichtig, ist eine Art Fluidum des gemeinsamen Wertekonzepts, der Grundvoraussetzungen, die man hat, auch vielleicht der gemeinsamen Hoffnungen und Projekte. Es verbindet einen schon sehr viel mehr mit den konkreten Zeitgenossen, wenn man gewahr wird, dass man selbst auch Träger ist von etwas, was zu den Gemeinsamkeiten dieser Zeit, sei es befreiend oder sei es einschränkend, zählt. Mit diesen Differenzierungen ist das Generationskonzept natürlich zu nutzen. Es geht darum zu zeigen, dass es sich nicht einfach um Kollektividentitäten, im Sinne von Stereotypen bzw. Gruppenstereotypen, handelt, sondern um so etwas wie ein gemeinsames Muster der Erfahrungsverarbeitung.

Das Gespräch führte Zdeněk Hojda